



Prof. Dr. Klaus-Dieter Lehmann
Präsident des Goethe-Instituts München

„Nationalkultur in einer globalisierten Welt“

Die Deutschen sind geübt in Grundsatzdebatten, die ihre eigene Kultur betreffen. Kulturnation, Nationalkultur, Leitkultur, kulturelle Identität, alles Reizworte in der öffentlichen Debatte der letzten Jahre. So neu scheint das Verhalten aber nicht zu sein. Schon Kurt Tucholsky stellte in der Weltbühne in den 20er-Jahren fest: Nie geraten die Deutschen so außer sich, wie wenn sie zu sich selbst kommen wollen.

Wie wäre es mit etwas mehr Gelassenheit?

Zumindest zeigen uns die Reaktionen des Auslandes mittlerweile, dass der Argwohn, der lange Zeit gegenüber Deutschland hinsichtlich seiner patriotischen Emotionen bestanden hat, deutlich zurückgegangen ist. Dankbar müssen wir den Fußballern und ihren Fans sein, die im Zusammenhang mit der Fußballweltmeisterschaft durch ihr Verhalten die Ansichten über Deutschland fast ins Gegenteil verkehrt haben. Man war nicht nur erfreut, man war auch verwundert und überrascht, dass die alten Klischees nicht mehr bedient wurden, sondern sich ein heiteres, friedliches und weltoffenes Deutschland zeigte.

Aber der Beobachter im In- und Ausland registriert auch im Bereich der Kultur selbst ein neues entspanntes Selbstbewusstsein. Seit zehn Jahren gibt es neben der im Grundgesetz verankerten Kulturhoheit der Länder einen Staatsminister für Kultur und Medien beim Bundeskanzler auf der nationalen Ebene, ohne dass daraus ein Verfassungsstreit entstanden wäre und ohne dass sich die Berliner Republik mit einem neuen Pathos geschmückt hätte.

Es gibt eine erstaunlich unaufgeregte innenpolitische Diskussion zur kulturellen Bildung und der Bundestag hat eine Enquete-Kommission für Kultur eingerichtet. Bei beiden Initiativen geht es um Verbesserung von Strukturen, Fähigkeiten und Chancen, um Pragmatismus.

Das lang vernachlässigte Gebiet von Migration und Integration hat offensichtlich eine neue Aufmerksamkeit gefunden und die Sprache Deutsch ist als wesentliche Voraussetzung für Integration anerkannt worden, ohne dass Leitkultur oder Identitätsfindung bemüht werden mussten. Die auswärtige Kultur- und Bildungspolitik wiederum hat über eine längere Zeit eine schmerzhafte Erosion erlebt. Goethe-Institute wurden reihenweise geschlossen. Das Netz bekam Löcher und zerriss an vielen Stellen. Kultur stand nicht auf der Agenda. Man glaubte vielleicht, der Exportweltmeister Deutschland wird es mit der Ökonomie schon richten, vielleicht war die Kultur ja doch ein zu schwieriges Feld.

Das hat sich total geändert. Das Goethe-Institut verfügt derzeit wieder über 134 Institute in 82 Ländern sowie über 13 Institute im Inland, auch eines hier in Hamburg. Der Etat wurde deutlich für die Programmarbeit erhöht, im März 2009 werden zwei neue Institute eingeweiht werden, eines in Nowosibirsk. Das ist das dritte dann in Russland. Wir haben in St. Petersburg und in Moskau jeweils eines und bedienen damit in Russland auch ein ganzes Netz von Sprachlernzentren, deutschen Lese-sälen usw. Und das andere Institut wird in Angola in Luanda gegründet. Das ist das boomende Land. Und wir haben im letzten Jahr im August in Tansania, also in einem der ärmsten Länder, in Daressalam, ebenfalls ein neues Institut eingeweiht.

Dabei geht es nicht um Kulturexport, sondern um Kulturdialog. Wir pakken nicht unsere Kultur in ein Raumschiff, fliegen mit dem Raumschiff in das jeweilige Land, öffnen die Klappen, zeigen die Kultur, schließen die Klappen und fliegen wieder weg. Das würde eine Situation bedeuten, dass wir letztlich immer nur ereignisbezogen arbeiten. Und wenn das Ereignis zu Ende ist, ist auch die Beziehung zu Ende. Deshalb lassen wir uns immer mit der Kultur des jeweiligen Gastlandes ein, um langfristige Effekte zu erzielen, dauerhafte Partnerschaften zu erzielen. Das ist auch das, was uns in der Welt von manchen Kulturmittlern unterscheidet, und zwar, wie ich finde, im positiven Sinn. Wir haben ein Übriges gemacht und vielleicht mache ich hier einen kleinen Schlenker, damit Sie wieder die Vision und den Pragmatismus etwas nachvollziehen können. Wir haben ab 2008 die Goethe-Institute anders strukturiert. Ich bin der Auffassung, die Innovation kommt von der Peripherie her. Das bedeutet, wir haben die Eigenverantwortlichkeit der Institute in der Welt erhöht, indem wir die Budgets an die Region gegeben haben. Damit die Zentrifugalkräfte das Ganze nicht auseinandertreiben, gibt es natürlich entsprechende Steuerungsverfahren und Vereinbarungen. Wir wissen, was mit dem deutschen Steuergeld gemacht wird und welche Ziele erreicht wurden und welche Ziele nicht erreicht worden sind. Diese Strukturänderung war ein wirklicher Befreiungsschlag. Wenn Sie Gelegenheit haben, in Goethe-Institute zu kommen, werden Sie die Aufbruchsstimung mit Händen greifen können.

Es gibt erstmals auch neben der Programmarbeit eine wirkliche Sprachoffensive. Es werden in den nächsten zwei Jahren zu den bestehenden 500 Auslandsschulen 500 neue Schulen gegründet, die Deutsch bis zur Hochschulreife vermitteln. Aber diese Gründungen sind keine Schulen, wie wir sie bislang haben mit einem eigenen Haus, mit deutschen Lehrern, sondern wir investieren das Geld in die Menschen, indem wir in die einheimischen Schulsysteme gehen, dort die Lehrer ausbilden – und das kann das Goethe-Institut mit hoher Kompetenz –, die entsprechenden Abteilungen ausstatten, damit sie attraktiv werden. Das bedeutet Verdoppelung der Deutschlerner in den entsprechenden Schulen und das bedeutet auch, dass wir darauf aufbauen können mit Stipendien für die Besten, die dann hier in Deutschland studieren können. Ich glaube, dass das erste Mal nach Jahrzehnten diese Verzagtheit um die deutsche Sprache wieder gemildert wird. Wir wissen, dass wir in der Wissenschaftssprache in den Naturwissenschaften mit dem Englischen keine wirkliche Chance haben. Aber wenn wir der Auffassung sind, dass die deutsche Sprache im gesamten Bereich der Geisteswissenschaften, im gesamten Bereich der Kultur in der Differenziertheit eine gute Vermittlungsmöglichkeit hat, dann sollten wir uns auch dafür einsetzen.

Jetzt noch ein Punkt zu dem Hohenzollernschloss in Berlin. Der Palast der Republik ist verschwunden. Sie haben das zum Teil selbst gesehen. Das große weite Feld. Preußens Glanz und Gloria wird trotzdem nicht wiedererstehen. Das Schloss wird als Ort der außereuropäischen Kulturen – gemeinsam mit der Museumsinsel, dem Ort der europäischen Ideengeschichte – ein Welt-Ort für Kunst und Kultur werden. Welche Nation reserviert den vornehmsten, geschichtsträchtigsten Platz ihrer Hauptstadt für Kunst, Kultur und Wissenschaft, welche Nation macht die Welt zum Teilhaber eines Projektes, das sich Humboldt-Forum nennt? Und ich persönlich glaube, es wird ein wahrhaft urbaner Ort für das 21. Jahrhundert, ein Ort, der Kompetenz in Weltverständnis vermittelt, keine Instanz und kein Nationaldenkmal, sondern eine persönliche Entdeckung für jeden. Und wenn das geschafft wird, dann kann Deutschland wirklich eine Vermittlerrolle spielen, die manche andere Nation einfach aufgrund der Voraussetzungen gar nicht leisten kann.

Vielleicht haben Sie auch bemerkt, es gibt in der deutschen Literatur eine neue Lust am Historischen. Daniel Kehlmann veröffentlichte einen Roman über Alexander von Humboldt und Carl Friedrich Gauß „Die Vermessung der Welt“ und er hat damit nicht nur in Deutschland Erfolg. Der Erfolg ist weltweit. Inzwischen ist Kehlmann mit 1,5 Millionen Exemplaren in der Welt bei den Lesern. Das sind Zahlen, die man sich schon ansehen muss, weil sie wirklich auch hier einen neuen Ansatz vermitteln, der für uns außerordentlich interessant ist. Aber auch Familienromane und die jüngere deutsche Geschichte haben eine neue Aufmerksamkeit. Ich nenne nur Autoren wie Uwe Timm, Uwe Tellkamp, Julia Franck, Wibke Bruhns, Ulla Hahn, Christoph Hein usw.

Was hat sich da geändert? Woher kommen die neue Selbstverständlichkeit und auch die veränderten Themen, mit denen man sich beschäftigt? Ist es eine neue Generation? Sind es veränderte Rahmenbedingungen, oder haben wir einen Teil unserer Hausaufgaben erledigt? Möglicherweise kreisen ja die jetzt noch verbliebenen Grundsatzdebatten über Nation, Postnation und Weltgesellschaft auch nur in Intellektuellenzirkeln, verstärkt durch den Resonanzboden der Medien.

Hans Belting hat in den 90er-Jahren ein viel beachtetes Buch publiziert mit dem Titel: „Die Identität im Zweifel“. Als Resumée der vergangenen vierzig bis fünfzig Jahre war das sicher eine ausgesprochen treffende Formulierung. Niemand kommt daran vorbei, dass der Nationalsozialismus nahezu alle Lebensbereiche kontaminiert hat. Er hat zudem wie mit einer undurchdringlichen Betonmauer die Sicht auf eine lange historische Dimension verstellt, die Bedeutungsinhalte verfälscht oder Begriffe einseitig geprägt. Das Phänomen der Tabuisierung prägte den Umgang der Deutschen mit ihrer Geschichte. Aber wir alle wissen, ohne Geschichte, ohne Wissen, ohne Tradition gibt es kein kulturelles Gedächtnis als Voraussetzung für ein Gefühl der Zusammengehörigkeit. Diese so schwergewichtige Beziehung zur Nationalkultur wird dann immer aufgebaut, wenn Katastrophen, starke Signale oder Emotionen auftreten.

Ich will nur ganz wenige Beispiele nennen. Der Brand der Anna Amalia-Bibliothek in Weimar war eine solche Katastrophe. Jeder hat begriffen, das geht uns alle als eine geistige Gemeinschaft an. Das ist das Erbe der Klassik mit Goethe, Schiller, Herder oder Wieland. Die Spenden kamen in großem Maß. Vielleicht hätte man früher solche Signale erkennen müssen, aber offensichtlich bedarf es immer noch der Stärke der Signale, um überhaupt diesen Prozess des Denkens in Gang zu setzen.

Aber auch in hochpolitischen Bereichen, wie beispielsweise bei den Verhandlungen um die Beutekunst mit Russland, legitimieren sich die Verhandlungen letztlich aus der Überzeugung, es ist ein geistige Identität stiftendes Tagebuch der Deutschen, über das hier verhandelt wird. Ich will nur einmal die Größenordnungen nennen. Nach sowjetischen Schätzungen gelangten nach dem 2. Weltkrieg etwa 2,6 Millionen Kunstobjekte, mehr als sechs Millionen Bücher und Kilometer von Archivalien in die Sowjetunion. Und jetzt kommt eine erstaunliche Entwicklung, die wir in der alten Bundesrepublik gar nicht so wahrgenommen haben. In den 50er-Jahren setzte eine Entwicklung ein, bei der die Sowjetunion mehr als 1,5 Millionen Kunstwerke zurückgeführt hat, mehr als drei Millionen Bücher und Archiveinheiten – nicht nach Westdeutschland, aber in die DDR. Es war einerseits eine kurze Zeit des Tauwetters unter Chruschtschow, andererseits war es die Gründung des Warschauer Paktes. Man brauchte die Verbündeten, insbesondere die DDR. Durch die Rückgabe ihrer Kunstwerke sollte die DDR aufgewertet werden. Die Beutekunst wurde bewusst als politisches Kalkül eingesetzt, um eine Identität stiftende Bewegung zu fördern. Die öffentliche Anteilnahme

der Bevölkerung war unbeschreiblich. Ich weiß das deshalb, weil ich zu diesem Zeitpunkt als junger Mann das Glück hatte im Westen zu sein. Ursprünglich in Breslau geboren, war meine Familie durch die Teilung Deutschlands getrennt: meine Großmutter, mein Onkel wohnten in Leipzig. Deshalb diese unterschiedlichen Wege. – Und ich war mit meinem Onkel auf der Museumsinsel und habe diese Ausstellung erlebt. Das war so wie wir jetzt die MOMA-Ausstellung erleben. Mit riesigen Schlangen von Menschen, die die wiedergewonnenen Kunstwerke einfach sehen wollten.

Die Sowjetunion hat interessanterweise eine Formulierung gewählt, die heute gar nicht mehr bewusst ist, zumindest nicht bei der russischen Regierung. Das Dokument der Rückgabe von 1960 formuliert: „Die Sowjetunion gibt die deutschen Kulturgüter zurück, die in der Zeit des 2. Weltkrieges während der Kampfhandlungen auf dem Territorium Deutschlands von den sowjetischen Truppen gerettet und zwecks Erhaltung und Restaurierung zur zeitweiligen Aufbewahrung in die Sowjetunion gebracht wurden.“ Man kann diese Reaktion nach 45 verstehen, dass man diesem faschistischen Deutschland diese Kunst- und Kulturgüter eben nicht anvertrauen wollte. Aber dass man das in einem Rückgabedokument so formuliert, das war 1960, ist schon erstaunlich.

Trotzdem befinden sich noch immer umfangreiche Kunstwerke und Bücher in Russland auch aus den Hansestädten Bremen, Hamburg und Lübeck. Das Völkerrecht formuliert einen absoluten Schutz von Kulturgut gegen Wegnahme als Kriegsbeute, wobei man nie vergessen darf, dass die Deutschen diese Art von Aggression und Wegnahme begonnen haben. Nur man kann das eine Unrecht nicht mit dem anderen wieder-gutmachen.

Ich hatte das große Privileg, zehn Jahre bis Februar 2008 als Präsident der Stiftung Preußischer Kulturbesitz die Wiederherstellung der Museumsinsel mit zu verantworten. Sie war von ihrer ursprünglichen Idee im Grunde eine Legitimation der Kulturnation Deutschland. Die geistigen Wurzeln gründeten in der Antike, das war sozusagen der Ausweis der Nation und die Tradition Deutschlands in diesem europäischen Kontext. Die großen vaterländischen Sammlungen wiederum erhoben den Anspruch auf einen deutschen Patriotismus. Es war also eine politische Demonstration und Legitimation. Im Treppenhaus der Nationalgalerie sitzen der König von Preußen, Friedrich Wilhelm IV., und der König von Bayern, Ludwig I., als Künstlerkönige einer Kulturnation, die es als Nationalstaat damals noch nicht gab. Der Bau der Museen war sicher auch eine Reaktion auf die napoleonischen Kriege. Denn die triumphale Rückkehr der damals geraubten Werke aus Paris nach Kassel, nach München, nach Darmstadt und vor allem nach Berlin hat das deutsche Nationalbewusstsein letztlich entscheidend mitgeprägt. Das Alte Museum von Schinkel mit seinem römischen Pantheon ist wie eine erste Befreiungshalle im 19. Jahrhundert zu sehen. Und Schiller ist mit seiner ästhetischen Erziehung auch sehr nahe an diesem Geschehen, dass der Anblick der Kunst zum humanen Wesen führt. Wir sind dann eines Beseren belehrt worden, aber das war die Grundlage dieser Auffassung, die in dieser Kulturnation manifestiert wurde.

Wenn man das 19. Jahrhundert als das Jahrhundert der Kunstregion der Deutschen bezeichnet, dann hat das auch damit zu tun. Die große Ausstellung 1815 in Berlin mit den zurückgekommenen Werken aus Paris hat auf dem Titelblatt des Katalogs folgende Widmung: „Verzeichnis der Bilder und Kunstwerke so durch die Tapferkeit der vaterländischen Truppen wieder erobert wurden“, das heißt, hier hat man erstmals den Begriff Kunst und Vaterland in einer Verbindung. Die Wertschätzung des Raubes – das muss man sich noch mal verdeutlichen – hat faktisch zu

einer Nobilitierung der Kunstwerke geführt. Vorher war es in dieser Bedeutung offensichtlich gar nicht erkannt.

Aber es gibt noch einen anderen Zusammenhang als den der vaterländischen Idee. Horst Bredekamp, einer der international hoch anerkannten Kunsthistoriker, bezeichnete den folgenden Vorgang als das Berliner Wunder des 19. Jahrhunderts. Es ist die Freistellung der Werke von jedem Zugriff der Obrigkeit oder bestimmter Partikularinteressen. Also ein ganz anderer Ansatz. Nach dem Abklingen der patriotischen Euphorie und der konstitutiven Begründung des nationalen Bewusstseins kam es gleichzeitig zu einer Überführung der Kunstwerke in einen Weltkunst-Zusammenhang, bei dem es keine nationale Dominanz oder Hierarchie gab, sondern nur gleichberechtigte Positionen. Durch die Trennung von Kunstwerk und vorherigem Besitzer kam die Stunde der Kuratoren. Ihre Unabhängigkeit legitimiert letztlich auch heute noch die Glaubwürdigkeit der Museen.

Und immer dann, wenn diese Unabhängigkeit in Gefahr ist, ist auch die Rolle der Museen in der Gesellschaft eingeschränkt, bedrängt und ihre Aufgabenstellung infrage gestellt. Deshalb ist die Unabhängigkeit der Museen das, was wirklich entscheidend ist, weil es etwas hochhält, was in unserer Gesellschaft in vielen Bereichen einfach verloren gegangen ist. Die Unabhängigkeit der Kuratoren gibt also den Werken ihre ursprüngliche Geltung als künstlerische Leistung zurück und bis heute ist diese Botschaft der Museen und auch der Kunsthistorik ein Fundament. Wie lange sie halten werden, muss man sehen. Wenn man die Finanzkrise in ihrer Auswirkung auf die kulturellen Einrichtungen, insbesondere in den USA, bewertet, dann kann es durchaus zu neuen Überlegungen kommen und ein entscheidender Pfeiler unseres Kulturverständnisses betroffen werden.

Wir haben uns zu Recht bei der Wiederherstellung der Museumsinsel von der Überzeugung leiten lassen, dass wir eben nicht die Vergangenheit glorifizieren, sondern uns mit den großartigen Sammlungen der Welt öffnen, und das Publikum honoriert das auch. Wenn Sie sich alleine das Spektrum von Besuchern aus aller Welt ansehen, sieht man, dass das auch verstanden wird und dass das auch ein ganz wesentlicher Kern für unsere heutige Auffassung von Nationalkultur sein muss.

Das Konzept der Museumsinsel war ein Gedanke der Aufklärung, ein Entwurf von Wilhelm von Humboldt, der damit nicht nur Kunst und Wissenschaft in einen unmittelbaren Zusammenhang brachte, sondern auch Bildung, Wissen und Sprache als unverzichtbare Komponenten einer entwicklungsfähigen Gesellschaft postulierte. Das, was wir zurzeit wieder erleben, die Rückkehr des Begriffs der kulturellen Bildung, ist im Grunde nichts anderes als dieses Zusammenfassen der verschiedenen Aspekte und Segmente. Erstaunlich ist, dass dieses Konzept auch noch heute in einer globalisierten Welt seine Bedeutung hat und weiterentwickelt werden kann.

Die Idee des derzeit in Planung befindlichen Humboldt-Forums, gegenüber der Museumsinsel auf dem Schlossplatz, beinhaltet künftig als Ort der außereuropäischen Kulturen genau diesen Anspruch der Gleichwertigkeit der Kulturen der Welt, von Polynesien über China, ganz Amerika und Europa bis Afrika. Die historische Dimension wird genauso in den Blick genommen wie die Zeitgenossenschaft. Es ist also kein rückwärtsgewandtes Konzept, sondern es ist ein Konzept, das auch die Gegenwart unmittelbar einbezieht. Die Arroganz und Ignoranz, die Hierarchisierung der Kulturen werden aufgehoben und ermöglichen eine adäquate Wertschätzung und damit auch die Möglichkeit, einen kulturellen Dialog zu führen. Auch dies gehört heute zu unserer Nationalkultur – ausgreifende Weltneugier mit allen Sinnen und Erkenntnismöglich-

keiten. Die großartigen Sammlungen außereuropäischer Kunst, die den Anregungen eines Alexander von Humboldt zu verdanken sind, erhalten in der globalisierten Welt einen konkreten Fokus, aber auch die wirkliche Verpflichtung zur Vermittlung. Das ist ein entscheidender Punkt.

Mit der Auflösung der Sowjetunion entstanden neue Nationalstaaten, mit der Gründung der Europäischen Union blieben Nationalstaaten ebenfalls ein konstitutives Element, geben zwar Teile ihrer Souveränität ab an unterschiedliche Organisationen, sowohl europäisch als auch der Weltgemeinschaft, aber die kulturelle Dimension bleibt durchaus in diesem Kontext bestehen. Sie wird durch unterschiedliche Organisationen der Weltgemeinschaft entweder als Weltkulturerbe geschützt oder, wie in der Europäischen Union, als explizit nationale Kultur besonders gefördert. Wir hatten Ende des 19. Jahrhunderts gerade einmal 36 Nationen. Heute gibt es 192 Nationalstaaten – Tendenz weiter steigend. Die kolonialen Befreiungsbewegungen zeigen die Aktualität von Rechtfertigungsmustern nach dem Muster der nationalen Kultur. Dabei geht es nicht immer friedfertig zu, das kann zu fundamentalistischen und zu nationalistischen Zügen führen.

Mir ist bei aller Begeisterung für die Sache klar, dass ein Kulturdialog allein nicht ausreicht, um Vorurteile und Animositäten oder Abschließungstendenzen zu überwinden. Dazu gehört auch eine grundsätzliche Änderung von politischen Rahmenbedingungen. Aber auch wenn ein Kulturdialog den Erfolg zur Überwindung von Konflikten nicht garantiert, ohne ihn geht es sicher auf keinen Fall. Er ermöglicht letztlich die Entwicklung von Alternativen, vermeidet die Fixierung auf Konflikte; er ermöglicht Prozesse, wo durch Ideologie ein Stillstand ist, und er macht genügend selbstkritisch durch die Kenntnis des Anderen. Es muss heute darum gehen, für Nationalkulturen keine falsche Ausschließlichkeit zu postulieren, nicht Reservate zu schützen, sondern Entwicklungen zu initiieren, Gemeinsamkeiten zu entdecken oder aus Unterschieden zu lernen. Das funktioniert aber nur dann, wenn die eigene Kultur erkannt, gewollt und gestaltet wird. Wie soll man sich erkennen oder erkannt werden, wenn man kein Profil hat, wenn das kulturelle Gedächtnis nicht existiert oder tabuisiert ist, wenn kein kulturelles Selbstverständnis vertreten wird.

Unsere Gesellschaft in Deutschland hat seit Ende des Zweiten Weltkrieges eine tiefgreifende Entwicklung durchlebt und hat viel über das eigene Selbstverständnis nachgedacht.

- Es galt die Kontaminierung fast aller Lebensbereiche durch den Nationalsozialismus zu reflektieren und aufzuarbeiten.
- Es galt die Demokratie zu leben und sie immer wieder in Konfliktsituationen kraftvoll zu bestätigen. Sie haben das in Hamburg jetzt mit den Feierlichkeiten um Helmut Schmidt in dieser politisch brisanten Zeit gut vor Augen geführt bekommen.
- Es galt die Wiedervereinigung als große Chance zu begreifen und als kulturelles Ereignis zu werten, nicht nur, weil die DM so schnell kam, es auf die Ökonomie alleine zu reduzieren. Es wäre nicht gewesen, wenn hier nicht auch eine kulturelle Substanz ein entscheidendes Merkmal gewesen wäre.
- Es galt die Position Deutschlands in der Welt als ein Land bewusst zu machen, das keine Kultur des Vergessens betreibt, aber ich glaube, wenn man sich gerade diesen Aspekt verdeutlicht, kann man ein Sensorium entwickeln, das schon eine gewisse politische Reife und Glaubwürdigkeit erlaubt. Das ist etwas, was nicht selbstverständlich ist. Es muss erarbeitet werden. Es muss überlegt werden, es muss gewollt werden. Aber diese Aspekte sind schon in der Lage, eine entsprechende Motivation in dieser Richtung zu betreiben.

Diese Erinnerung und das sich durchziehende Prinzip der Emanzipation waren ein kollektives Phänomen, das den Prozess einer Identität beförderte.

Vor diesem Hintergrund beschrieb kürzlich Hanno Rauterberg in der Zeit den Einfluss von Zeitgeschichte auf deutsche Künstler und damit über das Deutsche in der Kunst. Viele Künstler, die heute in der Welt überragende Erfolge haben, seien entweder, so Rauterberg, durch die Folgen der nationalsozialistischen Barbarei oder durch die Überwindung des Systemwechsels der DDR geprägt worden. Und wenn ich Ihnen die Namen aufzähle, können Sie sie wirklich diesen beiden Kategorien zuordnen. Das ist Richter, Beuys, Kiefer, Tillmanns, Polcke, Baselitz, Penck, Neo Rauch. Sie haben in ihren Themen und Ausdrucksformen der Welt offensichtlich etwas zu sagen.

Gerade der Druck der Globalisierung verschärft das Bedürfnis nach kultureller Selbstvergewisserung. Es sind nicht alle Menschen gleichermaßen in New York, Berlin oder Paris zu Hause. Begriffe wie Heimat oder Landschaft haben ihre starken Bezüge. Und ich glaube, es wäre arrogant, das als Vokabular der Unterschichten abzutun, die also nicht zum Jetset gehören, so wie wir es bei Volksmusik, bei Dialekten oder Essgewohnheiten teilweise machen. Es lohnt sich durchaus auch in unserer Zeit, die Unterschiede zwischen einem Franken, Schwaben oder Friesen, einem Hamburger zu erleben, die eben nicht nur sprachliche Unterschiede sind. Jeder Dialekt oder jede Färbung drückt auch eine eigene Auffassung der Welt aus. Das ist kultureller Reichtum, nicht Provinzialismus. Denn unsere Nationalkultur, und das ist ein weiterer Gedanke, ist eben nicht zentralistisch, sondern föderal. Zentralismus war eine große Ausnahmeerscheinung in der nationalsozialistischen Zeit.

Unsere gemeinsame Muttersprache Deutsch könnte man als Prototyp des deutschen Föderalismus bezeichnen und vielleicht ist das eine Ursache für seine Popularität. Auch wenn wir uns alle vielfach über Bildungssysteme ärgern und das als unnütz empfinden, dass jedes Land seine eigenen Prüfungspläne macht. Darum geht es nicht. Es geht um die Besonderheiten, die wir in Deutschland in einer Nation vereinen, aber trotzdem diese Unterschiede leben und erleben.

Der Weg, den die deutsche Sprache ging, unterscheidet sich deutlich von dem unserer Nachbarn. Keine zentrale Instanz und letztlich auch keine Person haben die Regeln fixiert, die etwa bei unseren südlichen und westlichen Nachbarn das Herausbilden einer Nationalsprache bewirkten. Im deutschen Sprachraum gab es keinen Dante, keine Akademie, keine Regulierungsbehörde.

Da Vergleiche oder Gegenbeispiele eine Situation besonders herausarbeiten können, möchte ich kurz den Werdegang der französischen Sprache schildern, bevor ich auf das Deutsche komme. Die Entwicklung des Französischen hängt unmittelbar mit der Französischen Revolution zusammen. Die Einsicht, dass Sprache und Denken eng miteinander verbunden sind, ja dass Sprache im Zentrum des Entstehens menschlichen Denkens steht, haben die revolutionären Aufklärer in Paris zur Grundlage ihrer Erziehungspolitik gemacht und radikal die sprachliche Vereinheitlichung durchgesetzt, das heißt, die Dialekte sollten ausgemerzt werden und auch andere Sprachen auf dem Territorium der Republik. Weil man der Auffassung war, dass das, was in Paris als die neue Zeit vermittelt werden sollte, nur über eine Einheitssprache möglich war, ging man so rigoros vor. Es hat mehr als hundert Jahre benötigt, um ein passables Ergebnis vorzulegen. Aber Frankreich war sehr konsequent, sehr präzise in den Zielen, die verfolgt worden sind.

Anders in Deutschland. Am Anfang des Neuhochdeutschen stand sicher Martin Luther mit seiner genialen Bibelübersetzung, kraftvoll, bildhaft und stilprägend wie kein anderes Dokument der deutschen Literatur. Aber Luthers Bibel war nur ein wichtiges Element. Wir wissen heute, dass Einflüsse aus dem deutschen Südwesten entscheidende Wirkungen entfalteten. Dort, wo es die meisten Buchdrucker gab, dort floss auch ein Wortschatz ein, der entscheidend Wirkung zeigte. Aber auch der niederdeutsche Raum trug zur Entstehung der neuhochdeutschen Schriftsprache bei.

Seine bedeutendsten Sprachdenker – Leibniz, Herder und Humboldt – hatten Respekt und Interesse für poetisches Denken und die Verschiedenheit der Sprachen. Deutschland betrieb die Entwicklung einer einheitlichen Hochsprache, ohne die Sympathie für die Vielfalt der Dialekte zu opfern.

Aus dieser Sprachliebe wurde zur Zeit der Nationalsozialisten ein Sprachhass. Das Deutsche wurde zu einer „gebellten Sprache“. Es wurde die Sprache des Unmenschens. Lange hat dann eine Sprachschan den Umgang mit der deutschen Sprache geprägt. Sie alle haben wahrscheinlich die gleichen Erfahrungen gemacht wie ich auch, dass wir immer sehr schnell und bereitwillig im Ausland sofort auf die englische Sprache gehen. Ich habe das noch als Schlüsselerlebnis im Gedächtnis, als wir mit dem Zusammenbruch des Ostblocks unsere Konferenzen in Mittel- und Osteuropa abgehalten haben. Und natürlich – wie gewohnt – verständigten wir uns über das Englische. Aber kaum jemand verstand uns. Dann wechselten wir in die deutsche Sprache. Das war dann plötzlich die Basis für die gegenseitige Verständigung. Das heißt also, erst allmählich entwickelt sich wieder ein natürliches Verhältnis zur eigenen Sprache. Heute wiederum werden teilweise richtige Untergangsszenarien der deutschen Sprache entworfen oder die Verwahrlosung der deutschen Sprache angeprangert.

Meine Auffassung: Durch unsere eigene Gedankenlosigkeit im Umgang mit unserer Muttersprache ist diese keinesfalls in ihrem Kern bedroht. Die Sprache Deutsch, die 100 Millionen Europäer als Muttersprache beherrschen und noch einmal so viele als Fremdsprache gelernt haben, geht von „Denglisch“ nicht unter. Eine unserer großen Volksparteien hat sich jetzt in einem Beschluss dazu erklärt, die deutsche Sprache in das Grundgesetz aufzunehmen. Ich persönlich halte das für den falschen Weg, weil es genau unserer Tradition widerspricht, die ohne eine zentrale Regulierungsbehörde ausgekommen ist. Das Grundgesetz zu bemühen ist eine wohlfeile Lösung. Das Grundgesetz wird es ertragen, aber es hilft in der Sprache nicht weiter. Und insofern würde ich den deutschen Politikern eher sagen, sie sollten in den Bereichen, wo sie selbst Verantwortung tragen, wo sie in Aufsichtsräten oder Vorständen sitzen, vielleicht etwas genauer hinschauen. Wenn ich mir vorstelle, sie gehen zum Hauptbahnhof und treffen auf die Mobility-Center der Deutschen Bahn oder die City-calls der Telekom, und da gibt es viele, viele Beispiele. Das sind Sprachräume, die in einer falschen Beflissenheit geöffnet werden. Das ist keine neue Qualität. Es gibt gute eingewanderte Wörter und die haben die Sprache immer bereichert, ob aus dem Lateinischen, Englischen, Französischen, Italienischen. Diese Art der vorausseilenden Beflissenheit ist nicht gut und überflüssig. Auch in der Schulpolitik werden durch die Reduzierungen des Faches Deutsch irreparable Schäden erzeugt. Hier entsteht aber das Bewusstsein für Sprache.

Ich persönlich glaube, dass wir in der Sprachvermittlung der Goethe-Institute dann am erfolgreichsten sind, wenn wir nicht nur die Alltags-Konversation, sondern auch die Literatur wieder als Inhalt vermitteln, denn da liegt das, was früher einmal Sprachliebe war, und das kann man dann auch in der Differenziertheit unmittelbar vermitteln.

Es ist meine persönliche Meinung. Aber wenn ich als Goethe-Präsident eine persönliche Meinung auf diesem Feld äußere, dann ist es natürlich auch eine hohoffizielle, aber zu der stehe ich auch.

Es ist mit der Sprache ähnlich wie mit anderen Kulturgütern: Mangelnde Aufmerksamkeit macht sie weniger attraktiv, macht sie weniger reich und ausdrucksstark. Und deshalb wäre ein wenig mehr Leidenschaft für unsere Sprache angebracht, sie ist es wert, weil sie ein wichtiges Identifikationsmerkmal der nationalen Kultur ist.

Noch eine weitere Eigenschaft hat unsere Nationalkultur. Deutschland praktiziert als Mittelland in Europa eine gewollte Offenheit gegenüber anderen Kulturen. Es gibt beispielsweise kein Land, das so viele Übersetzungen aus anderen Literaturen in die eigene Sprache kennt, es gibt kein Land mit so viel Nachbarn und so viel Austausch über die Grenzen. Deutschland war nie ein klassisches Einwanderungsland, aber immer wieder hat es Menschen aus anderen Ländern aufgenommen.

Beeindruckend war die Integrationsfähigkeit gegenüber den deutschen Flüchtlingen nach dem Zweiten Weltkrieg, die ich selbst erfahren habe und die sich aus der Solidarität einer Nation ableiten lässt. Auch das rechne ich zum Bereich einer nationalen Kultur.

Bei der Integration der Migranten haben wir wohl einiges falsch oder zu spät gemacht. Erst sehr spät wurde akzeptiert, dass es sich eben nicht um Gastarbeiter handelt, die nach einigen Jahren wieder in ihre Länder zurückkehren, sehr spät wurde erkannt, dass der Multikulturalismus in eine Sackgasse mit Parallelgesellschaften führt und die Haltung eher durch Nichtstun oder Gleichgültigkeit beschrieben werden muss. Wer heute als Ausländer etwa zum Zweck der Ehegattenzusammenführung nach Deutschland einwandern will, kann dies zwar tun, muss aber in der Regel zuvor Grundkenntnisse der deutschen Sprache seines künftigen Gastlandes schon dann nachweisen, wenn er den Sichtvermerk in seinem Reisepass erhalten will. Auch hier muss ich Ihnen sagen, ich finde diese gesetzliche Regelung richtig. Zum einen bedeutet die Grundkenntnis der Sprache eine persönliche Emanzipation und eine Chance zur besseren Integration, zum anderen führt der Umstand, dass junge Menschen über drei Monate intensiv zusammenarbeiten, zu einer positiven Gruppenbildung, die auch noch in Deutschland hält. Durch SMS, E-mail oder Telefon bleibt man verbunden. Es gibt jetzt auch in Deutschland neue Integrationskurse, sodass sie auch einen eigenen Beitrag zur Integration in die Gesellschaft leisten können. Man hat erkannt, die deutsche Sprache ist eine wesentliche Voraussetzung für eine Integration und Spracharbeit ist letztlich Kulturarbeit.

Es gibt längst Schriftsteller, Regisseure, Musiker und Künstler nicht-deutscher Herkunft, die sich ganz selbstverständlich als Teil der deutschen Kultur betrachten. Das sind höchst kreative Prozesse. Dieses Prozesshafte lässt Nationalkulturen wachsen und lebendig bleiben.

Die Gedichte einer Zehra Cirak, die Romane eines György Dalos oder eines Feridun Zaimoglu und viele andere stehen für diesen Teil der deutschen Literatur – und das sehr erfolgreich. Hier kommt dem Adalbert-von-Chamisso-Preis, der stark von Bosch unterstützt wird, durch den schon frühzeitig solche Talente erkannt und gefördert werden, große Bedeutung zu. Es überrascht auch nicht mehr, dass von den fünf auf der Shortlist für den aktuellen Leipziger Buchpreis in der Sparte Belletristik nominierten Autoren zwei einen Migrationshintergrund haben: Sherko Fatah wurde mit seinem Roman „Das dunkle Schiff“ und Feridun Zaimoglu mit „Liebesbrand“ benannt. Das sind Dinge, die man beachten muss, und eine junge türkischstämmige Journalistin Mely Kiyak hat kürzlich in Berlin bei einem Vortrag bekannt: „In meinen Ohren klingt „Nationalkultur“ gut, opulent, angefüllt mit vielem, das mir gefällt, mit

Goethe, Schiller und Heine. Ich habe keine Schwierigkeiten, Deutschland trotz seiner Historie zu lieben und stolz darauf zu sein.“ Und die Grünen-Politikerin Ekin Deligöz sagte, so sehr habe sie um die deutsche Staatsbürgerschaft gekämpft, dass sie nun auch die deutsche Hymne mitsingen wolle.

Es kann nicht sein, dass fast 40% Schulabbrüche bei Migranten auftreten. Auch da befinden sich Talente und Leistungsträger. Deshalb müssen wir viel gezielter Begabungen fördern. Es sind Möglichkeiten, die uns hier zuwachsen und die wir nutzen müssen, um eine positive Entwicklung zu ermöglichen.

Damit komme ich zu meinem letzten Satz:

Nationalkulturen, die sich isolieren, sich verschließen, eine egoistische Anspruchshaltung einnehmen, führen letztlich zu einem Bruch mit dem gesamten Umfeld und zur Gefährdung der menschlichen Gemeinschaft. Wir müssen auf dem Gebrauch des Wortes bestehen, uns im Dialog zusammenraufen und Bildung, das ist das Schlüsselwort, für unser Nach- und Vordenken nutzen. ■